Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 52

Artikel: Auktion

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647790

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 52
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
24. Dezember
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Weihnacht.

Von U. W. Züricher.

Wie's damals war in jener Nacht,
Die Sagen hold umschweben,
Wir wissen's nicht, doch klingt zu uns
Bewegtes Seelenleben. —
Von Leid und Schmerz und Angst und Not
Ist Volk um Volk umgittert
Und lauscht in stummer Qual empor,
Was durch die Lüfte zittert. —
Und wie's auch war, und wie's auch sei,
Was wir auch sonst bekennen,
Mit welchem Sinn, in welchem Geist
Wir Ewiges benennen,
Kann doch ein hohes Friedenswort
Den Weg zu uns nicht fehlen
Und tönt aus dunklen Zeiten her
Wie Heimat unsern Seelen.

Und Heimat bleibt die Weihnacht uns,
Die Wintersonnenwende,
Ein Zeichen, daß einst Krieg und Haß
Doch noch in Frieden ende.
Und was sich liebt, vereinigt sich
In dieser stillen Stunde.
Es fühlt sich warm, es weiß sich froh
Mit anderen im Bunde.
Beseligt strahlt der Lichterbaum
In Kinderaugen wieder,
Und aus bewegter Brust empor
Erklingen Friedenslieder.
Manch stilles Herz durchbebt es leis:
Wie vieles Tun vergebens,
Und wie so oft vergessen wird
Der Liebessinn des Lebens.

Auktion.

Von Ruth Waldstetter. 1

Auf der Gartenterrasse der Familienpension Zuberli sah es aus wie bei einem schlecht vorbereiteten Umzug. Vor den geöffneten Türen und Fenstern des Erdgeschosses lagen und standen Möbelstücke, Matratzen lehnten an der Mauer, Bücherstöße waren im Staube aufgeschichtet oder schon wieder zusammengefallen, zwei Ahnenbilder, ein stattliches Ehepaar in weißen Perücken darstellend, lagen schräg über einer Waschtischplatte, eine umgestürzte Gummibadwanne torkelte auf den Steinfliesen. Und auf einem Schreibtisch kollerte Kleinzeug in jämmerlichem Durcheinander herum: Briefordner, Federhalter, ein Stück Toilettenseife, zusammengerollte Socken, ein Brillenfutteral und ein kleines schwarzes Testament, Möbel hatten ihre Bestandteile verloren, und wo Schubfächer hingehörten, gähnten Leerräume im rohen Holz. Die Schiebladen aber lehnten hilflos an Stuhlbeinen und Schrankwänden herum. Es war, als hätten die Zimmer ihre Eingeweide ausgeworfen. Das Elend einer umgestoßenen Ordnung sprach einen an aus dieser Anarchie der vernunftlosen Dinge. Im ganzen Chaos hatte ein einziges Stück vielleicht sein Zweckbewußtsein behalten, ein stellenweise angeschwollener, augenscheinlich gepackter Rucksack, der im Mittelpunkt der Dinge behäbig auf einem Stuhl saß und den dazugehörigen frohen Wanderer zu erwarten schien. Unter dem Stuhl standen zwei Schuhe, bequeme, solide Kalbslederstiefel, in die ein Paar Füße Falten und Rümpfe getreten hatte.

Die Sommermittagssonne glastete über dem verlassenen Hausgerät. An der Gartentür erschienen zwei junge Weiber, es mochten Arbeiterfrauen sein. Sie zögerten an der Gitterpforte, sahen sich um und machten sich dann linkisch keck heran. Vor der Terrasse blieben sie noch einmal stehen, steckten die Köpfe zusammen und fingerten verlegen an ihren Handtaschen. Aber bald fingen sie an, auf dieses und jenes Stück erst mit dem Kinn, dann mit dem Finger zu deuten, sie kamen näher und plauderten lauter, sie berührten im Vorbeigehen die Polster und wandten Tischtuchzipfel um, sie beklopften endlich unverhohlen die Waschtischplatte und griffen kühn in das Bettzeug, das am Boden lag. Und plötzlich, mit einem kleinen Aufschrei, ließ sich die eine auf

die Federmatratze eines Bettes plumpsen, das neben seinem Zwilling in Reih und Glied quer über der Terrasse stand. Gleich huschte sich die andere daneben. Die Sprungfedern dröhnten dumpf. „Du wirst uns beide wohl noch erleiden können", sagte die erste, sich zurechtsetzend, „wirst mit deinem einspännigen Doktor noch anders erlebt haben". Und beide lachten.

Die Möbel des Doktor Vonbach hatten in den Erdgeschoßzimmern des Hauses Zuberli nun seit zwölf Jahren gestanden. Sie waren während zwölf Jahren gebraucht, gehandhabt, abgestaubt, geklopft und so sorgsam gepflegt worden, daß auch die ordnungsliebende alte Frau Zuberli oft den Kopf geschüttelt hatte, wenn sie in die Zimmer des Doktors kam. „Einen solchen Mieter habe ich nie gehabt und werde ihn nie wieder bekommen", pflegte sie zu sagen. „Nie ein Tröpfchen auf dem Parkett, nie einen Spritzer an der Tapete, keine Tintenkleckse, und der Fußboden am Samstag noch zum Ablecken!" Aber sie nannte den Doktor oft auch ohne Arg und Harm „unsere alte Jungfer", und die ganze Pension, Fräulein Abt, die Privatlehrerin, Herr Mislich, der Bankbeamte, und Christine, die alte Dienstmagd, bezeichneten so ihren Hausgenossen, wenn sie unter sich waren, in republikanischer Kameradschaftlichkeit. Denn des Doktors peinlicher Ordnungssinn und Reinlichkeitskult hatte auch seine Unbequemlichkeit: daß die Zeitungen genau Schnitt auf Schnitt liegen, die Schuhe und Stiefel in einer geraden Reihe stehen und die Krawatten im Schrank neben- und nicht übereinander hängen mußten, das kostete der alten Christine Zeit und Mühe. Und daß ein Anzug nach jedem Gebrauch eine Luftkur auf der Terrasse machen sollte — es sah von weitem nicht selten aus, als baumle an seinem Kleiderbügel aufgehängt schlaff und schlotternd der Doktor vor seiner Tür — das erklärte sie für „Mucken", wie das morgendliche und abendliche Kaltwasserpantschen in der Gummibadwanne. Sie ließ es denn auch darauf ankommen, daß der Doktor bestimmt zwar, aber mild und ruhig, als hätte er sie noch nie ausgesprochen, ihr seine Verordnungen zum hundertsten und zweihundertsten Male wiederholte. Sie hatte von Natur einen kleinen Bart ums Kinn; und man trat ihr nicht gern zu nahe. Auch der andere Vorzug des Doktors, seine Pünktlichkeit auf die Minute, wurde in den Pension nicht immer geschätzt und ernstgenommen. Wohl sagte Frau Zuberli: „Ich brauche keine Uhr, solange der Doktor im Hause ist"; aber es vergingen selten zwei Tage, daß er nicht mit einem kleinen Seufzer und schweigender Mahnung seine goldene Uhrenschale aufdrücken mußte, wenn punkt halb eins und punkt halb acht noch keine Suppe vom Tische duftete.

Von diesen häuslichen Besonderheiten abgesehen, war's das angenehmste Zusammenleben mit dem Doktor, diesem Mann von seltener Gefälligkeit und Zuverlässigkeit. Fragte man um eine Auskunft, die er ausnahmsweise nicht geben konnte — denn er wußte viel — so zog er seinen Notizkalender heraus, der eine Buchstabenordnung wie ein Adreßbuch enthielt, und beim nächsten Zusammentreffen war auch schon die Antwort bereit. Die Hausgenossen hatten sich gewöhnt, ihn mit allen möglichen Fragen und Anliegen zu bemühen; selten versagte er einen Dienst, und alles erledigte er mit der gleichen zusammengefaßten, ernsten, unablenkbaren Aufmerksamkeit, die er jeder geringsten Handlung schenkte. Mit dieser selben, etwas starren Zweckbewußtheit sah man ihn auch nach dem Abendbrot sein Glas Milch trinken und zur Sommerszeit in aller Frühe dem Tennisplatz zusteuern, oder am Sonntagmorgen zum Bahnhof traben, wo er regelmäßig den ersten Zug in die Berge nahm.

„Diese furchtsame Aufmerksamkeit, die der Doktor an jede Kleinigkeit wendet!" hatte einmal Fräulein Abt, die Privatlehrerin, in einer Regung von Eifersucht auf diese Kleinigkeiten bemerkt.

Vonbach konnte allerdings für eine nicht mehr junge Privatlehrerin eine begehrenswerte Partie bedeuten. Er war höherer Beamter in einem kantonalen Erziehungsdepartement; er besaß ein Auskommen für zwei, war hochgebildet und hatte in jungen Jahren den theologischen Doktor mit einer quellenkritischen Arbeit errungen. Er bekleidete Ehrenämter in der sozialen Fürsorge und im Vormundschaftswesen. Er war nicht häßlich, hatte ein gutes Profil, wenn auch eine gewisse spitze, knochige Vogelähnlichkeit sich von Jahr zu Jahr mehr in seiner Gesichtsbildung ausprägte. Nur eines fand Fräulein Abt ganz entschieden unsympathisch, ja unheimlich an ihm, das war eine dann und wann beobachtete minutenlange Zerstreutheit, ja Geistesabwesenheit, die jene „furchtsame" Aufmerksamkeit in auffallender Weise unterbrach. Dann schien sich nicht nur sein Blick, sondern sein ganzes Gesicht zuzuspitzen nach einem einzigen Punkt hin, und es kam Fräulein Abts liebendem und eifersüchtigem Auge vor, als entschlüpfe in diesem Augenblick sein ganzes Sein in diese eine unerfaßte und unfaßbare X.

„Finden Sie nicht, daß der Doktor in letzter Zeit oft so nachdenklich ist?" fragte sie einst Frau Zuberli unvermittelt beim Nachmittagskaffee.

„Nachdenklich? der Doktor? Der ist doch die Aufmerksamkeit selbst. Ein bißchen grau wird er und spitz; ist halt auch kein heuriger mehr, er geht ins fünfundvierzigste."

Mit dreiunddreißig war er zu Frau Zuberli und aufs Departement gekommen. Was vor dieser Zeit lag, wurde nur andeutungsweise bekannt. Doktor Vonbach gehörte zu den Umgesattelten. Er war Geistlicher gewesen, Pfarrer in einem Bergdorf, hieß es, und verheiratet; daher das zweite Bett unter seinen Möbeln, das man hatte zusammenschlagen und auf den Estrich stellen müssen. Seinem Zivilstand nach war er Witwer; aber es verlautete, er habe von seiner Frau geschieden oder getrennt gelebt, und damit sollte sein Niederlegen des Amtes zusammenhängen. Anfänglich wurde allerlei gemunkelt, als wäre etwas nicht ganz sauber in seinem Leben, als hätte seine Ehehälfte sich mit Recht zu beklagen gehabt. Aber bei Frau Zuberli verschlug das Munkeln nicht, und seit langem war Vonbach für sie ganz einfach „unser guter Doktor" und je nachdem auch „unsere alte Jungfer."

Es war in einem besonders föhnwarmen Frühling. Der heiße Wind wehte seit Wochen, erweckte den Menschen nächtlichen Alpdruck, lähmte die Energien. Auch in der Pension Zuberli seufzte man über die lastende Schwüle. Der Bankbeamte zog beim Essen den Rock aus wie im Hochsommer; Christine hatte schwere Beine und sagte, sie könne den Dienst ohne Hilfe nicht mehr versehen, und Fräulein Abt war wehmütigen Regungen ihres Gemüts unterworfen.

Unbeirrt in seinen Gewohnheiten, pünktlich wie der Stundenschlag und rastlos hingegeben an seine großen und

Verehrung. Nach einem Gemälde von Rudolf Konopa.

kleinen Obliegenheiten aber blieb der Doktor. Auf Befragen sagte er kurz: „Ja, auch ich spüre ihn; aber man weiß ja, es ist der Föhn, nicht wahr?" Und als Frau Zuberli mit mütterlicher Milde meinte: „Ein bißchen Sichnachgeben ist oft besser, Herr Doktor", weil sie ihn blaß und spitz aussehend fand, sagte er in höflichem Ton, doch abschließend: „Das muß jeder wohl für sich selber entscheiden." Trotz seinem Energieaufwand fand ihn Christine eines Abends, als sie das Bett abdecken kam, hemdärmlig, den Kragen auf dem Rücken baumelnd, als hätte er ihn erstickend aufgerissen, regungslos niedergebeugt über die Schreibtischplatte, die Nase auf einem offenen Heft. Er merkte ihr Eintreten nicht einmal. Christine meldete das Ungewöhnliche im Wohnzimmer; und Frau Zuberli schüttelte den Kopf. „Er übertreibt's."

Drum als er am nächsten Tage sich für den morgenden Sonntag zum Essen abmeldete und man seinen Wecker auf fünf Uhr gestellt sah, wagte die Hausmutter einen Einwurf: „Und keinen einzigen Tag Ruhe wollen Sie sich gönnen bei diesem Wetter? Ein Sonntag unter den Gartenbäumen und still im kühlen Zimmer wäre doch auch einmal schön!" Der Doktor sah vom Rucksack auf, an dem er bastelte, und blickte mit merkwürdig starren Augen und einem fast verwegenen Lächeln auf die Sprechende. Er schwieg erst, und dann sagte er mit einem leichten, kühlen Spott in der Stimme: „Wollen Sie mich abhalten?" Aber rasch in seinen gewöhnlichen, ruhig bestimmten Ton verfallend, schloß er: „Also alles wie gewöhnlich. Sie haben ja die Liste." — Ja, Frau Zuberli besaß eine sauber mit Maschine geschriebene Liste der Eßwaren, die Herr Doktor Vonbach auf seine Sonntagsausflüge mitzunehmen wünschte. Zahl oder Gewicht war bei jedem Posten angegeben. Die Liste hing mit einer Stecknadel an die Küchenwand gespießt.

„Dank im voraus, hm, danke für Ihre Mühe", sagte der Doktor, sich räuspernd, als er sich empfahl.

„Immer gern geschehen, Herr Doktor. Viel Vergnügen!" antwortete Frau Zuberli, die an so viel gute Worte nicht gewöhnt war.

Der Sonntag brach mit Hitze an und ging mit Gewitter zu Ende. „Und unser guter Doktor!" sagte mehr als einmal die Hausmutter, wenn wieder ein schwarzgrauer Wolkensack über den Bergen barst. Sie öffnete des Abends die Fenster im Erdgeschoß, um die schöne Kühle hereinzulassen, und stellte dem verregneten Ausflügler ein Kännchen Tee ins Zimmer, ehe sie zu Bett ging.

Als sie am folgenden Morgen beim Frühstück saß, erschien Christine in der Tür mit einer drohend-verdrossenen Miene, die bei ihr der Ausdruck ernster Bekümmernis war. „Der Doktor ist nicht heimgekommen", bemerkte sie kurz.

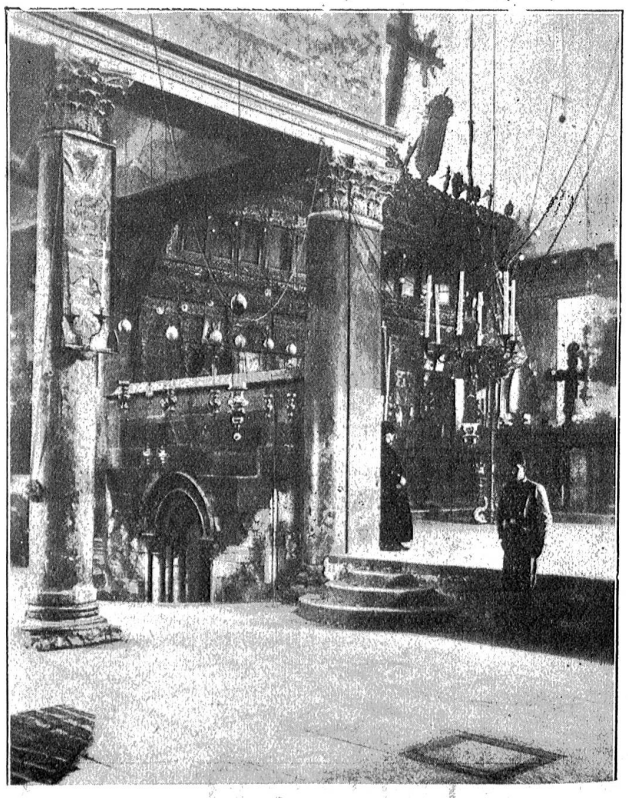
„Nicht heimgekommen? Gar nicht dagewesen?"

„Das Bett ist unbenützt. Sehen Sie selber nach!" warf Christine hin.

Nach wenigen Minuten stand Frau Zuberli am Telephon und verlangte das Sekretariat des Erziehungsdepartements. Christine horchte an der Küchentürspalte.

„Nicht angetreten?" hörte sie die Hausfrau sagen. Sie öffnete die Spalte weiter. Sie sah Frau Zuberlis Miene zu angestrengtem Hören gespannt. „Wenn ich bis Mittag

keinen Bericht habe, ja, unfehlbar", antwortete die alte Dame jetzt etwas kurzatmig in den Trichter. Dann hängte sie den Hörer an.



Das Innere der Geburtskirche in Bethlehem.

Hunderte von kostbaren Lampen aus Gold hängen vor dem Eingang, durch den man in die Geburtsgrotte hinabsteigt. Die Geburtskirche in Bethlehem ist die älteste bis jetzt erhaltene christliche Kirche der Welt.

Sie wandte sich um. „Christine", sagte sie leise, „er hat seine Pultschlüssel am Samstag dort gelassen, auf seinem Arbeitstisch". Die Frau und die Magd sahen einander an.

Christine stammelte etwas. „Es — es wird ihm doch nicht —"

Frau Zuberli legte die Hand über die Augen. „Wie er mir gedankt hat am Samstag ‚für alle Mühe' —"

(Schluß folgt.)

Der Weihnachtsgast.

Eine Geschichte aus dem Leben von H. Keller

Es ist am Nachmittag vor Weihnachten. Frau Bertha hat endlich einen Augenblick der Ruhe gefunden. Der Weihnachtsbaum steht geschmückt im Wohnzimmer, und ringsherum liegen schön bezeichnet Pakete und Paketlein.

Sie rückt den Stuhl zum Fenster und sieht hinaus in den Zauber des Wintertages. Der hartgefrorene Schnee schimmert und flimmert wie unzählige silberne Sternlein, und die Bäume im Garten glitzern, als wären sie aus lauter wunderbarem Kristall gemacht.

Doch all diese blendende Winterpracht tut den Augen weh; Frau Bertha muß sie schließen.

Wie sie so dasitzt, still, mit geschlossenen, müden Augen, steigen Erinnerungen in ihrer Seele auf und ein großes Sinnen überkommt sie. An jedem Weihnachtsabend erlebt sie wieder von neuem jene Weihnachten, die nun schon so manches, manches Jahr zurückliegt.

Es war ein Weihnachtsvorabend wie heute. Ihr Mann hatte, wie an jedem Christabend, den sie schon zusammen verlebt, das Tannenbäumlein geschmückt, und sie hatte die Päcklein für die Kinder bereit gemacht, mit kummervollem Herzen diesmal, denn ach, sie hatte ja nur das Nötigste einpacken können.

Und Lisbeth hatte doch das Christkind so innig um eine neue Puppe gebeten, und Hans wartete mit Ungeduld auf seine Eisenbahn, hatte er doch dem Weihnachtskindlein einen so schönen Brief geschrieben, ohne einen einzigen Klecks oder Fehler zu machen!

„Weil Christkinds Eselein nicht alles tragen konnte dies Jahr, so wird dann der Osterhas euch die Puppe bringen und den Baukasten und die Eisenbahn und den Krämerladen", so tröstete die Mutter ihre Kinder, und sie gaben sich zufrieden. Es ist als fühlten sie, wie viel Liebe und Sorgfalt in mancher durchwachten Nacht in ein jedes dieser Geschenklein hineingenäht und gestrickt worden ist.

Hier diese warmen Höslein und Strümpfe sind ja auch fein und die schöne Zipfelmütze und das herzige Schürzlein!

Lisbeth kann nicht genug sein neues Röcklein bewundern. Es sieht ihm ja nicht an, daß es aus Mutters altem Kleid gemacht ist!

Und dann ist doch der Weihnachtsbaum da, der zaubervolle, und das ist schließlich die Hauptsache. Er brennt so froh und hell wie jedes andere Jahr und leuchtet um die Wette mit den strahlenden Kinderaugen.

Jetzt holt ihr Mann die Bibel hervor, wie er an jedem Christabend tut — all die Gedichtlein und Verslein der Kleinen sind verklungen — und liest daraus die alte, ewig neue, schöne Weihnachtsbotschaft der Engel vor:

„Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird: euch ist heute der Heiland geboren!"

Doch diese Engelsworte, so voll Verheißung und Trost, die ihr Herz sonst immer mit froher Zuversicht erfüllt hatten, finden heute den Weg nicht hinein, es ist zu voll der Traurigkeit und auch der Bitternis.

„Vater, gelt, hol die Zither hervor und laß uns singen!" bitten die Kinder.

Ach ja, die Kleinen sollen ihre Weihnachtsfreude voll und ganz haben. Ihr Mann nimmt die Zither hervor, die verstaubt zuhinterst auf einem Schranke liegt. Wie lange, lange hat er sie nicht mehr anrühren mögen!

Die kleinen Stimmlein begleiten gar hell und froh die tiefe, volle Stimme des Vaters, und dazwischen klingt der feine Silberton der Zither:

„O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Sie will mitsingen, öffnet den Mund, aber sie bringt keinen Ton hervor. Dafür brechen aus ihren Augen Tränen, langsam und schwer.

Das sieht der kleine Ernstli. Er kommt und schließt zärtlich seine weichen Aermlein um der Mutter Hals.

„Mutti, warum weinst du?" fragt er ängstlich.

„Ich weine ja gar nicht", tröstete sie ihn, „die hellen Lichtlein nur tun meinen Augen weh."

„Dann wollen wir sie löschen, gelt?" Doch sein Stimmlein klingt ein wenig betrübt, die Kerzlein brennen halt gar zu schön und selten.

„Ach nein, du gutes Kind", erwidert sie gerührt, „ich geh jetzt zu deinem kleinen Brüderlein ins dunkle Schlafzimmer, dann werden mir die Augen nimmer weh tun."

Im finstern Zimmer, am Bettlein des schlafenden Kindleins, sitzt die Mutter und weint und weiß sich nicht mehr zu helfen.

In acht Tagen ist der Hauszins fällig. Wo das Geld dazu hernehmen? Und der kalte Winter verschlingt so viel Holz und Kohlen. Bald ist nichts mehr zum heizen da.